



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 31. Mai 1908

(Der Wahlkampf in Preußen. Fallières Besuch in London und die internationale Lage.)

Schon in der vorigen Woche hatten wir feststellen müssen, daß der Kampf um die preußischen Landtagswahlen diesmal ein ganz besonderes Gesicht hat. Vor einigen Monaten konnte vielleicht der Eindruck bestehen, als werde sich ein lebhafter und spannender Kampf um das Wahlrecht entwickeln. Aber um große Fragen handelt es sich jetzt überhaupt nicht. Von zwei großen Schlachtklinien, die gegeneinander anrücken, um ihren politischen Prinzipien zum Siege zu verhelfen, ist nichts zu spüren. Die Schlacht ist in eine Reihe von Einzelgefechten aufgelöst. Man muß sich, um eine Vorstellung von der wirklichen Lage zu erhalten, jeden Wahlkreis besonders betrachten. Da sucht jede Partei zu erfassen, was sie bekommen kann. So bekämpfen sich an einer Stelle Konservative und Freikonservative, um anderswo Schulter an Schulter zusammenzutreten gegen einen Nationalliberalen. Dann gibt es wieder Wahlkreise, in denen sich die Konservativen freisinniger Hilfe erfreuen gegen einen Zentrumsmann, während nicht weit davon ein konservativ-kerikales Bündnis einem Freisinnigen gegenübertritt. Es herrscht also ein allgemeines Durcheinander der Parteien, worin als leitender Gedanke nur das Bestreben hervortritt, die zufälligen Aussichten der Parteien in den einzelnen örtlichen Verbänden nach Möglichkeit auszunutzen, um Mandate zu erlangen. Von einer Wahlparole hört man überhaupt wenig. Das Zentrum hat sich allerdings für die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen ausgesprochen, läßt sich aber dadurch nicht hindern, hier und da mit den Konservativen zusammenzugehen, die eine solche Übertragung ganz entschieden ablehnen. Ebenso tritt in dem Verhalten der Nationalliberalen dieser Punkt völlig in den Hintergrund. Die Nationalliberalen verlangen bekanntlich eine durchgreifende Reform des preußischen Wahlrechts, haben sich aber nicht, wie die Freisinnigen, für die Übertragung des Reichstagswahlrechts ausgesprochen. Die zwingende Not, Mandate zu erringen, läßt diese vermittelnde Stellung jedoch in der Wahlrechtsfrage wenig zum Ausdruck kommen. Sie haben sich eben hier mit den Konservativen, dort mit den Freisinnigen verbünden müssen.

Wenn man über die Rolle, die die Wahlrechtsreform in diesem Wahlkampfe spielt, etwas aussagen soll, so kann es nur das eine sein, daß diese Frage einen hemmenden und lähmenden Einfluß auf die Bewegungsfreiheit der Parteien ausübt, die sich darauf eingelassen haben. Daß die Frage auf dem liberalen Programm steht, daß innerhalb der Agitationsstätigkeit der Parteien auch dafür gewirkt wird, läßt sich natürlich nicht anfechten. Aber die Angelegenheit so zu unrechter Zeit in den Vordergrund zu schieben, war ein Fehler. Das haben wir schon früher oft genug betont; der jetzige Verlauf des Wahlkampfes in Preußen zeigt, wie sehr wir mit diesem Hinweis Recht hatten. Nach den großen und pomphaften Ankündigungen über die Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts kann die Unmöglichkeit, mit dieser Wahlparole praktisch etwas anzufangen, nur einen komischen Eindruck machen. Der einzige praktische Erfolg des ganzen Reformgeschreies besteht nur darin, daß sich die Konservativen trotz den Erfolgen der Blockpolitik im Reiche von jeder Verpflichtung, bei den preußischen Landtagswahlen auf die Liberalen Rücksichten zu nehmen, ganz und gar entbunden fühlen. Auf der andern Seite dient die selbstgeschaffene Verlegenheit der Liberalen den Sozialdemokraten als bequemes Agitationsmittel. Die Sozialdemokratie wirft sich — so soll es aussehen — für das „entrechtete“ Volk in die Bresche, die die Liberalen nicht zu benutzen verstanden haben.

Dazu haben sich die Freisinnigen gegen die abtrünnigen Freunde zu wehren, die „Sozialliberalen“, die ihnen jetzt unter Führung von Dr. Theodor Barth das Leben sauer machen. Die Versuche dieser Richtung, mit den Sozialdemokraten zusammen für die Freiheit, die sie meinen, zu arbeiten, sind daran gescheitert, daß die Sozialdemokraten selbst von diesen aufdringlichen Freunden nichts wissen wollen. Die Sozialdemokratie will in dem Kampf gegen den Liberalismus überhaupt unbehindert sein; denn für sie fängt die „Reaktion“ bereits bei Theodor Barth an. Wenn sie sich aber schon entschließen könnte, mit irgendeiner Gruppe der bürgerlichen Demokratie gemeinsame Sache zu machen, dann würde sie es am allerwenigsten mit den Sozialliberalen tun, die bisher noch jede Sache, an der sie gearbeitet haben, bis in den Grund und Boden ruiniert haben. Da sich die Sozialliberalen von den Genossen auf der äußersten Linken zurückgewiesen sehen, so bleibt ihnen nur das angenehme Geschäft, gegen ihre bisherigen Parteigenossen und besonders gegen die freisinnige Volkspartei zu heken und ihnen mit abfälligen Kritiken und Sonderandidaturen in den Rücken zu fallen. Wir wollen zu ihrer Ehre annehmen, daß sie es ungern tun, aber sie müssen es tun, weil sonst ihr ganzes politisches Dasein keinen Sinn und Zweck hätte. Da die organisierten Freisinnigen nach der Meinung dieser politischen Separatisten mit Leib und Seele der Reaktion verfallen sind, und der Liberalismus allein im Lager Barths zu finden ist, wie einst Österreich im Lager Radetzky's, so stehen die Sozialliberalen nun hinter ihren ehemaligen Freunden wie der böse Geist hinter Gretchen in der Kirche: Wie anders wars auch, als ihr noch voll Unschuld zum Altar der Volksfreiheit tratet und aus dem Parteikatechismus Phrasen lalltet! Aber die Leute von der Freisinnigen Volkspartei sind verstockter als das arme Gretchen; es macht auf sie gar keinen Eindruck, daß ihnen ihre Sünden vorgehalten werden, denn sie wissen, daß sie damit ihrer Sache dienen, während die unzeitigen Mahner immer das Gegenteil erreichen. Immerhin ist es eine große Erschwerung für eine Partei, beständig mit der Disziplinlosigkeit im eignen Lager kämpfen zu müssen.

Unterdessen nutzt das Zentrum auch bei dem Landtagswahlkampf nach Möglichkeit die Idee der Blockpolitik aus, obwohl diese eigentlich bei den Wahlen, wie wir gesehen haben, gar keine Rolle spielt. Aber es ist bequem für die Partei, auch hier an der Idee festzuhalten, daß das Zentrum von den Konservativen und den Liberalen gemeinsam angefeindet werde. Die Stimmung, die der Stellung des Zentrums in der Reichspolitik entspricht, soll allgemein unter den Wählern festgehalten werden. Das Zentrum hat dazu das alte bewährte Rezept, daß es den Gegnern kulturkämpferische Neigungen unterschiebt und die katholische Religion in Gefahr erklärt. Indem die Begriffe Zentrum und Katholizismus einfach als gleichbedeutend angenommen werden, wie das ja auch sonst bei jeder nur möglichen Gelegenheit trotz der Versicherung, das Zentrum sei eine politische Partei, geschieht, wird mit beispiellosem Zynismus das Interesse der Partei über das vaterländische Interesse gestellt. Darum hat sich das Zentrum auch auf der ganzen Linie mit den Polen verständigt. Die rücksichtslosen Vorstöße des polnischen Radikalismus gegen die deutschen Zentrumswähler, namentlich in Oberschlesien, hatten die Verständigung zeitweilig in Frage gestellt. Aber übermäßige nationale Empfindlichkeit, wo sie nicht durch besondere Parteizwecke gefordert wird, ist niemals die schwache Seite des Zentrums gewesen. Was erwartet werden mußte, ist denn auch schnell genug eingetreten. Den Polen wurde alles vergeben und vergessen. Hatte doch das Zentrum schon durch seine Haltung bei der Beratung des Enteignungsgesetzes und des Vereinsgesetzes den Boden für die Versöhnung bereitet. Unter dem Vorwande, daß die Bekämpfung des Polentums nur die geplante Protestantisierung der Ostmarken verschleiern solle, unterstützt das Zentrum jetzt bei den Wahlen offen die Polen gegen die deutschen Landsleute. Leider ist das freilich nichts neues, weil auch bei

früheren Wahlen die Lage die gleiche gewesen ist. Nur werden wohl die Parteiführer die Erfahrung machen müssen, daß die deutsche katholische Bevölkerung der Ostmarken jetzt über das wahre Wesen und die Bestrebungen der Polen sehr viel besser aufgeklärt ist als früher.

In der auswärtigen Politik beherrschen die Erörterungen über das künftige Verhältnis Englands, Frankreichs und Rußlands immer noch das Feld. Während die Vorbereitungen zu der Nevaler Zusammenkunft zwischen König Eduard und Kaiser Nikolaus getroffen werden, hat Präsident Fallières zur Eröffnung der englisch-französischen Ausstellung in London seinen ersten offiziellen Besuch auf englischem Boden abgestattet. Er ist von König Eduard und dem englischen Volke mit der Wärme und Herzlichkeit aufgenommen worden, die der bestehenden Entente cordiale zwischen beiden Mächten entspricht. Wir dürfen uns durchaus nicht verhehlen, daß die Temperatur dieses Empfanges um mehrere Grade wärmer war, als es den Gewohnheiten internationaler Gastfreundschaft, die man in England in vorbildlicher Weise zu üben versteht, entspricht. Aber die darauf folgenden Kommentare der öffentlichen Meinung haben einen etwas eigenartigen Verlauf genommen. In Frankreich wurde die Frage aufgeworfen, ob sich die Entente cordiale vielleicht zu einem förmlichen Bündnis umgestalten lasse. Man kann es als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß bedeutende Organe der französischen Presse mit der größten Offenheit und Unbefangenheit die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen mit Deutschland als den selbstverständlichen Ausgangspunkt des ganzen Gedankenganges hinstellten. Aber vielleicht ebenso bezeichnend ist, daß dieser Lieblingsgedanke der Franzosen einen großen Teil seines berausenden Einflusses auf das gallische Blut eingebüßt hat. Besonders auffehen haben die Betrachtungen des Temps erregt. Sie bewegen sich ganz in der soeben angedeuteten Richtung. Der erste und nächstliegende Gedanke, an dem jede politische Frage gemessen wird, ist: Welchen Vorteil hat Frankreich davon bei einem Kriege mit Deutschland? So geschieht es auch in diesem Falle. Der Franzose denkt bei einem Bündnis mit England zunächst nicht an die Verhältnisse im Mittelmeer oder in Afrika, wo sich die weltpolitischen Einflußsphären der beiden Mächte berühren, er denkt auch nicht an etwa zu erlangende handelspolitische Vorteile oder ähnliches, sondern ihn beschäftigt nur die Frage, was ihm die Sache in einem Kriege mit Deutschland nützen könnte. Aber er prüft auch diese ihm besonders am Herzen liegende Frage nüchtern und geschäftlich und kommt zu dem Schluß, daß das englische Landheer für die Erfüllung der französischen Wünsche nicht ausreicht. Die Betrachtungen des Temps mündeten geradezu in die Aufforderung an England aus, sein Heer zu reformieren, damit Frankreich ausreichende Unterstützung gegen Deutschland erhalten könne. Die fast einhellige Antwort der englischen Presse auf diese Aufforderung war, wie man erwarten mußte, eine entschiedne Ablehnung. Selbst die konservative und sogar die ausgesprochen deutschfeindliche Presse lehnt es begreiflicherweise ab, sich in der auswärtigen Politik in solcher Art festlegen zu lassen und offen auf eine bestimmte kriegerische Verwicklung hinzuarbeiten. Die englischen Blätter erklärten sich für enge und freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich, aber sie wollen auch mit andern Mächten in Frieden und Freundschaft leben. Man möchte freilich bei der Naivität dieser Erörterungen glauben, daß sie nicht ernst zu nehmen sind und einen Nebenzweck decken sollen. Es scheint beinahe, als ob die ungewöhnlich plumpe Art, wie sich ein Blatt von dem Ansehen des Temps von englischer Seite eine Zurückweisung holte, den Zweck verfolgte, kriegerischen Strömungen in Frankreich, die der Regierung unbequem zu werden anfangen, zu einer gewissen Ernüchterung zu verhelfen. Für uns werden alle diese Äußerungen kaum dazu dienen, eine Revision unsrer Auffassungen vorzunehmen. Wahrheit ist, daß das Bedürfnis der gegenwärtigen englischen Politik sehr stark dahin geht, alle Gegensätze, die irgendwie die englische Weltstellung in Mitleidenschaft ziehen könnten, nach Möglichkeit aus-

zugleichen. Überlegt man sich genau, was den Lebensnerv der heutigen englischen Weltstellung am empfindlichsten treffen könnte, so wird man sich sagen müssen, daß dies eine Differenz mit Frankreich wäre. Deshalb ist, seit Amerika zu einer selbständigen Weltpolitik übergegangen ist, und seit sich die Machtverhältnisse im Stillen Ozean so ganz anders als früher gestaltet haben, der Grundzug der englischen Politik auf die Verständigung mit Frankreich gerichtet. Aber England wäre töricht, wenn es dieses für seine weltpolitischen Zwecke heute dringend notwendige Einverständnis mit Frankreich nicht hätte, daß es sich zum Handlanger für die kontinentalen Interessen Frankreichs machte. Aus diesem einfachen sachlichen Grunde halten wir die Meinung für falsch, daß England die Freundschaft mit Frankreich pflegt, um feindselige Hintergedanken gegen Deutschland ausführen zu können. Ähnlich sind es Rücksichten der asiatischen Politik, die England veranlaßt haben, eine Verständigung mit Rußland zu suchen. Und daß es, so wie die Dinge nun einmal liegen, die Entente cordiale mit Frankreich als Mittel benutzte, um diesen mühsam hergestellten Beziehungen einige Festigkeit und Sicherheit zu geben, muß als beinahe selbstverständlich erscheinen. So braucht uns die englische Politik allerdings keine unmittelbare Beunruhigung einzulösen. Aber wir können uns auch nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen. Denn in Frankreich und Rußland bestehn feindselige Strömungen gegen uns, und wenn durch diese auch nur die Einbildung genährt wird, daß sie in einer dritten Macht, in England, einen festen Rückhalt gegen Deutschland haben — wenn überdies scharfer wirtschaftlicher Wettbewerb gelegentlich allerlei Verstimmungen zwischen Deutschland und England verschärft, so sind immerhin Verwicklungen nicht ausgeschlossen, gegen die wir auf der Hut sein müssen. Gegenwärtig liegt jedoch zu bestimmten Besorgnissen kein Grund vor.

Höchste Güter. Unter diesem Titel (die Form deutet der Untertitel „Streifzüge eines Wahrheitsjuchers“ an; Berlin, Conrad Topf, 1906) erörtert Hermann Klingebiel die brennenden Fragen der Zeit ungefähr in unserm Sinne. Er empfiehlt ein vernünftiges Christentum, weist die gegen den Gottglauben und das Christentum gerichteten Angriffe der Haekelianer und anderer Gegner zurück, erkennt zwar an, was die katholische Kirche in der Vergangenheit Verdienstliches geleistet hat, erklärt aber ihre heutige ultramontane Gestalt für unverträglich mit deutschem Wesen und mit dem Wohle unsers Volkes, preist die Reformation und kritisiert die Sozialdemokratie (der er jedoch mit Schämle zugestehet, daß sie notwendig gewesen sei, die Sozialreform in Gang zu bringen) nebst dem Anarchismus. Im Schlußkapitel schreibt er: „Und die Republiken! Sind die amerikanischen Zustände und Menschen idealer als die unsrigen? Sind die französischen beneidenswert? Werden gewisse Leute und Parteien nie lernen, daß das rein Theoretische, die von der Wirklichkeit losgelöste Jagd nach dem reinen Ideal am letzten Ende stets ins Absurde ausmündet? Vor allem tüchtige, dem Ideal zustrebende, mit der rauhen Wirklichkeit kämpfende Menschen! Dann aus diesen Kämpfen sich ergebenden allmählichen Fortschritt, langsame Weiterentwicklung vom Mangelhaften zum Bessern! Wer's anders versucht, faßt's am verkehrten Ende an. . . Rückkehr zum Christentum nicht des Dogmas, sondern des Geistes, mit seinem auch den einfachsten Menschen ergreifenden und tröstenden Gottesglauben, könnte die Grundlage des zu erkämpfenden Neuen werden, in dem sich Katholik und Protestant über verblaffendes und verlebtes mittelalterliches Wesen hinweg die Hand reichen.“ Im ganzen ein tüchtiges Buch. Der Verfasser ist sehr belesen, läßt es aber hie und da seinen Gewährsmännern gegenüber an kritischer Vorsicht fehlen. So schreibt er S. 115: „Auf den jährlichen Katholikentagen und bei andern Gelegenheiten wird genug aus der Schule geplaudert, um merken zu können, was dort die Glocke geschlagen

hat; so noch kürzlich von dem Freiburger Professor Buß, der sich also vernehmen ließ: »Die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche (Jesuiten) werden wir diese Burg des Protestantismus (Preußen) langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobnen Distrikten die Katholiken sammeln usw.« Buß ist vor dreißig Jahren gestorben. Die von Protestanten unzähligemal angeführte Äußerung, die um 1850 gefallen sein soll (wo die Aussichten der katholischen Kirche glänzend und die Preußens elend waren), ist von den Katholiken ebenso unzähligemal für apokryph erklärt worden.

C. J.

Das Geschlecht Bismarck. Als erster Band der unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten von Johannes Penzler herausgegebenen „Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen“ ist soeben eine auf den umfassendsten Quellenstudien beruhende Arbeit des bekannten Genealogen Dr. Georg Schmidt unter dem Titel „Das Geschlecht von Bismarck“ erschienen (Breslau, Eduard Trewendt, geh. 3 Mark 75 Pfennige, geb. 5 Mark). Das Werk behandelt den Ursprung, den Namen und das Wappen des Geschlechts und bietet dann in der ausführlichen Genealogie die Lebensdaten von mehr als fünfhundert Familienmitgliedern von Herobodus de Bismarck, dem Magister der Gewandschneider- (Tuchhändler-) Gilde zu Stendal (geb. um 1200, gest. um 1280), bis auf die allerjüngste Gegenwart. Als Anhang hierzu folgen eine Genealogie der Ruppiner, Prenzlauer und Lübecker Linien, Namensverzeichnisse und Ahnentafeln; den Schluß bilden Nachrichten über den Güterbesitz des Geschlechts und eine Reihe sehr übersichtlicher Stammtafeln. Der Verfasser beschränkt sich keineswegs auf die Wiedergabe trockner Notizen, sondern widmet familiengeschichtlichen Ereignissen von größerer Bedeutung, wichtigen Ortschaften und den biographischen Ausführungen über die interessantesten Sprossen des Geschlechts einen breitem Raum. Ganz besonders wertvoll sind die eingestreuten Äußerungen des Fürsten Bismarck über einzelne Mitglieder seiner Familie und über die nahen, aber nicht immer erfreulichen Beziehungen seiner Vorfahren zu den Hohenzollern. Wir sehen die Bismarcks als Patrizier von Stendal und Prenzlau, als schlichte Landbesitzer, als Beamte und Diplomaten, endlich als Helden auf den Schlachtfeldern zahlreicher europäischer Kriege vom vierzehnten Jahrhundert bis in unsere Zeit. Erwähnt sei, daß der Urgroßvater des Fürsten bei der Schlacht von Gzaskau im ersten Schlesischen Kriege sein Leben ließ, und daß sämtliche Bismarcks, die die Befreiungskriege mitgemacht haben, entweder gefallen oder mit dem Eisernen Kreuz geschmückt heimgekehrt sind.

Der Raum verbietet uns, auf Charakterköpfe wie Klaus den Ersten, Ludolf den Vierten, Christoph, Ludolf den Siebenten, Augustus den Ersten, August Friedrich den Ersten, Ludolf August und Karl Alexander näher einzugehen; bei ihnen wie bei vielen andern finden wir Eigenschaften und Neigungen, die in potenziertem Maße beim Fürsten wieder zutage treten. Auch das „Skelett im Hause“ fehlt nicht: Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von Bismarck, ein Abenteurer und Spieler, unter dessen gewiß nicht uninteressante Selbstbiographie der Fürst in sittlicher Entrüstung die Worte schrieb: „Ein ganz schamloser Lump!“

Der Name des Geschlechts, um auch das noch kurz zu streifen, ist von dem altmärktischen Städtchen Bismark entlehnt. Schmidt leitet das Wort nicht von Bislopesmark (= Grenze eines bischöflichen Sprengels), sondern von dem in der Nähe des Ortes vorbeifließenden Flüsschen Biese ab. Die Niederlassung, nach der das Geschlecht sich nannte, würde also wohl „Biesemarf“ geheißen haben, woraus nach Analogie anderer Ortsnamen „Bismarck“ entstanden ist. Umgekehrt hat das Kirchdorf Bismark im Kreise Randow (Pommern) seinen Namen unzweifelhaft von dem altmärktischen Geschlecht übernommen, von dem sich einzelne Sprossen an der Kolonisation der slawischen Gebiete östlich von der Elbe beteiligt haben.

J. R. H.

Leute von ehemals und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Er-dichtetes von Wilhelm Münch. So ist ein Büchlein überschrieben, das in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen ist (1908, geh. 2 Mark), und das alle Freunde Münchs — und die zählen zu Tausenden — mit Freude aufnehmen werden. Es ist erstaunlich, wie unererschöpflich das Füllhorn des Schönen und Guten ist, das Münch seit Jahren ausschüttet über alle, die eine feine Art des Denkens und Sinnens lieben. Münch ist nicht nur einer unserer allerersten Pädagogen; wer es noch nicht weiß, könnte es aus dem allerjüngsten Buche — der Neuaufgabe der Zukunftspädagogik — schon allein ersehen, die gleichsam die Summe aller seiner Erziehungsgrundsätze zieht; er ist auch ein feinsinniger Poet; das bezeugen seine Anmerkungen zum Texte des Lebens, die merkwürdig langsam durchzubringen scheinen; 1904 erschien erst die dritte Auflage (Berlin, Weidmann); sie verdienten, in jedem gebildeten Hause einen Ehrenplatz einzunehmen; so viel Geistes-helle und Herzenswärme schließen sie in sich. Den anspruchslosen, aber drum nicht minder ansprechenden Bildern aus dem Leben, die Münch unter dem Titel Gestalten am Wege 1905 herausgab, folgt jetzt das Bändchen Leute von ehemals. Es sind nicht Novellen im modernen Sinne des Wortes; ich möchte sie zu Erzählungen erweiterte Aphorismen nennen; oftmals schließen die einzelnen Abschnitte mit einer feinen Pointe, einem klugen Weisheits-satz, und oft mischt sich in die lose geschürzte Skizze eine wertvolle Betrachtung ein. Man spürt, diesem Manne mit dem unbezwinglichen Schaffensdrange ist es eine Freude, erworbne Lebenskenntnis auszubreiten; dabei begegnet nichts Aufdringliches, sondern alles ist schlicht, echt, wohl-abgewogen, mit Lichtern jenes Humors überstreut, der wohl milde und mitleidig lächelt, aber niemals die sarkastische Schärfe des Überlegnen annimmt. Und wie tief bringt der Blick in die Herzensfalten der Menschen hinein, ob diese im Dorf oder in der Großstadt wandeln, ob sie Geheimer Regierungsrat oder Gymnasiallehrer heißen, ob sie reich an Gold und arm an Innerlichkeit oder reich in ihrem inwendigen Menschen und arm am Geldbeutel sind. Soll ich für die neuen Auflagen einen Wunsch äußern, so ist es der: etliche Fremdwörter zu beseitigen und einige gar zu langatmige Sätze zu vereinfachen.

Alfred Biese

## Mein Herr!

**Sie erweisen sich selbst und Ihrem  
: Vaterlande einen großen Dienst :**

indem Sie dessen wirtschaftliche Entwicklung fördern und deutsche Erzeugnisse bevorzugen, wenn Sie Ihnen größere Vorteile bieten als die ausländischen. Rauchen Sie Salem Aleikum-Cigaretten. Vollwertiger Ersatz für die infolge der Cigarettensteuer erheblich verteuerten ausländischen Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität!

Preis: 

Nr. 3	4	5	6	8	10
$3\frac{1}{2}$	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.